

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

No. 43. 1895.

Die graue Mauer.

Novelle von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Frau Wallow trat ein; sie hatte den Theetisch hergerichtet, sehr einfach und doch sehr sorgfältig. Diese gute alte Dame wußte genau, daß sie dem vornehmen Besuch ihr Bestes zeigen mußte.

Mit etwas befangener Miene setzte sich Eugen v. Gersdorf nieder. Die ganze Sache kam ihm wirklich komisch vor. Da war die alte Frau Wallow, ein einfältiges altes Weibchen, das doch den Ehrenplatz einnahm; Frina Wallow führte jetzt das Gespräch nur aus Rücksicht für ihre Mutter, diese mußte mitreden können. Und Eugen fügte sich, als Weltmann der alten Dame alle mögliche Aufmerksamkeit erweisend.

Das Thema des Tages, Mary, war vergessen; man sprach von dem und jenem, vom Thiergarten, von der Jahreszeit, und Eugen fand, daß die beiden Damen aus ihrer bescheidenen Wohnung ebenso die schönen Herbstfärbungen sahen, wie er von seinem ersten Stock aus, wo so oft nur sein Diener, die Vorhänge aufziehend, die Aussicht genoß. Freilich, auch die Neußerungen zwischen Mutter und Tochter waren verschieden. Frina fand die Aussicht entzückend, Frau Wallow meinte, der Winter sei im Anzuge, man fühle, daß man älter werde. . . Und alle diese Beschränktheit der alten Frau, die feierlich dasaß in ihrer altfränkischen Haube, wurde von Frina aufmerksam und respektvoll angehört. Frau Wallow genoß die ganze Glorie der Hausfrau, obgleich doch eigentlich Frina es war. Aber die Tochter schätzte sich glücklich, die Mutter für alle Leiden und Entbehrungen zu entschädigen. Und sie hatte dieses Ziel erreicht.

Das Idyll umfing Eugen mit unmerklichem Zauber. Er plauderte, fühlte sich behaglich, er wurde gar nicht mehr gewahr, daß der Cognac, den Mama mit großem Selbstgefühl zum Thee anbot, bedenklich nach Spiritus roch.

Wie sonderbar! Frina, die hier so gern und freudig die Rolle der bescheidenen Tochter spielte, war dabei doch ganz sie selbst, so stolz und klar und ruhig in allen ihren Neußerungen, so ganz ehrlich und aus einem Guß. Es war gar nicht Alles so originell, was sie sagte, aber immer glaubte man ihr, das war das Entscheidende. Nie vorher in seiner Gesellschaft war er Aehnlichem begegnet; er selbst, er fühlte sich gehoben, angeregt, gleichsam etwas Besseres.

Man sprach zumeist vom Reisen, ein anscheinend zu Tode gehektes Thema. Aber Frina hatte Alles anders, hatte räumlich viel weniger

und doch viel mehr gesehen, als er, und das gab eine Menge Plauderstoff.

Die vorgerückte Stunde erinnerte Eugen, daß es Zeit sei, zu gehen. Er erhob sich zögernd. Er hatte schon Alles gesehen, Alles genossen, was für Geld zu haben ist — Frina war ihm neu. Mit der Begehrlichkeit des verwöhnten Kindes griff er nach ihr.

Sie entbehrte so Vieles, sie hatte doch Geist und Verständniß für den Genuß. Sollte er ihr nicht etwas bieten können?

Und mit dem rücksichtslosen Angestüm, das ihm eigen war, sagte er: „Sie arbeiten so fleißig, Fräulein Wallow; und Sie sagten mir vorhin, daß Sie sich an der Aussicht im Thiergarten freuten. Wenn Sie z. B. diese schönen Tage auf meiner Villa in Neubabelsberg zubringen wollten — mit der Mutter — während ich natürlich hier bleibe.“

Frina's Gesicht verfinsterte sich: „Sie meinen es gewiß sehr gut, Herr v. Gersdorf, aber wir sind einander doch zu fremd. Ich kann keine solche Gefälligkeit von Ihnen annehmen!“

„Und warum nicht? Wir sprechen einander allerdings heute erst zum zweiten Male, aber es scheint mir kleinlich, die Viertelstunden zu zählen, die man gemeinsam zugebracht hat. Kommt es nicht viel mehr darauf an, was und wie, als wie oft man miteinander gesprochen hat?“

„Das ist freilich richtig,“ gab sie zu, „aber sollten Sie nicht empfunden haben, daß eine große Kluft zwischen uns besteht?“

„Eine Kluft?“ fragte er ganz betroffen; aber er faßte sich sehr schnell: „Eine Kluft, gewiß. Sie überragen mich hoch an Begabung, wahrscheinlich auch an Bildung.“

„O, das meinte ich nicht,“ unterbrach ihn Frina. „Aber Sie sind blasirt und überfättigt, Herr v. Gersdorf, für Sie hat nichts Werth, Ihnen scheint nichts erlebenswerth — mir Alles, was ich erlebe! Das ist die Kluft! Was Sie mir bieten, ist nur der Ueberfluß des Reichthums. Ich danke — ich kann das nicht annehmen — ich will es auch nicht!“



Ernst Freiherr v. Hammerstein-Boxten, preussischer Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.

Nach einer Photographie von J. G. Schaarwächter in Berlin. (S. 339)

Die Mutter suchte zu beschwichtigen. Aber jetzt spielte Frina die führende Rolle. Eugen versuchte noch eine Gegenrede, aber Frina sagte kalt und stolz: „Ich danke — danke wirklich.“

Er empfahl sich kurz und kühl. Frau Wallow forderte ihn auf, wiederzukommen, und auf diese Anregung schloß sich Frina an.

Eugen war trotzdem wüthend. Bog diese thörichte Person ihm, Eugen v. Gersdorf, wirklich jenen „Kollegen“ vor, jenen Mary? Unglaublich! Indessen, es war zweifellos, er hatte keinen persönlichen Eindruck auf sie gemacht. Warum nicht?

Finstere Gedanken stiegen in ihm auf. Er war nie geliebt worden — würde es vielleicht nie werden — nie!

Als er spät Nachts nach Hause kam, fand er einen Brief von Naimann vor.

„Ich glaubte mich doch noch informiren zu sollen,“ schrieb der Rechtsanwalt, „denn die Sache schien mir nicht ganz geheuer. So begab ich mich auf das Polizeibureau und fand, daß Sie mir die Geschichte doch nicht so ganz richtig erzählt haben, Verehrtester. Der verwundete Mary hat ausgesagt, daß Sie ihn in einem Anfälle von Eifersucht die Treppe hinabgeworfen haben. Daraufhin ist der Fall der Staatsanwaltschaft übergeben worden. Ich werde natürlich auf der Wacht sein und jede ernste Unannehmlichkeit von Ihnen fernzuhalten suchen. Eventuell Kaution in jeder Höhe. Sie sind doch einverstanden? Schlimm kann's übrigens in gar keinem Falle kommen, wenn auch die „Abfuhr“ etwas hart gewesen zu sein scheint.“

Eugen las den Brief nochmals. War es denkbar — möglich? Er, Eugen v. Gersdorf, und der Staatsanwalt!

Da lag dieser unselige Mensch breit auf seinem Wege — ließ sich nicht mehr weg-schaffen — unmöglich, über ihn fortzukommen!

4.

Fräulein Adolphine machte ihre hübschen, runden Augen; sie hatte das in aller Unschuld einer berühmten Naiven abgequackt.

„Aber das ist ja unpassend!“ sagte sie.

Eugen hatte sie lächelnd gefragt, ob sie ihn zu einer Kahnfahrt auf dem Müggelsee begleiten würde; er wäre ein durchaus verlässlicher Ruderer. Mit seinem Lächeln schien die Sache nicht sehr ernsthaft gemeint.

„Nun eben, weil es unpassend ist,“ entgegnete er, „nur darum! Wenn die Sache ganz glatt wäre, so hätte sie doch keinen Reiz.“

Adolphine dachte einen Augenblick nach; die Frage hatte vielleicht doch eine gewisse Bedeutung.

„Ich glaube ja,“ entschied sie jetzt vorsichtig, „ich könnte mich möglicherweise über die Schranken der Konvenienz hinwegsetzen.“

„Das finde ich sehr nett von Ihnen, Fräulein Adolphine. Aber wenn ich zum Beispiel Ihnen gestatte, daß ich durch das Zusammen-treffen unglücklicher Umstände heute kein Geld bei mir habe, daß ich dies nur Ihnen anvertraue und Sie um ein Darlehen von zehn Mark bitte?“

„Pfui!“ sagte die Kleine scherzhaft entrüstet, „zehn Mark! Wenn es wenigstens einige Tausend wären!“

„Die hätten Sie ja nicht,“ beharrte Eugen.

„Ich könnte aber Papa darum bitten.“

„Nein, mein liebes Fräulein — zehn Mark von Ihrem Taschengelde.“

„Nun, ich glaube, ich würde sie Ihnen geben.“

Eugen lachte laut auf. „Ich danke sehr für die schöne Möglichkeit, und wenn ich einmal Jemanden brauche, der sich über die Schranken der Konvenienz hinwegsetzt — ha, ha — es ist zu drollig!“

Die Kleine war purpurroth geworden. „Sie sind heute so sonderbar, Herr v. Gersdorf. Sie

brauchen doch nicht am Ende wirklich — die zehn Mark?“

„Nein, nein, mein Fräulein,“ beeilte er sich zu versichern; „es war glücklicherweise nur einer meiner schlechten Späße! Mit welcher Ent-rüstung müßten Sie sich auch von dem ab-wenden, der lumpige zehn Mark pumpen wollte.“

Adolphine war aufgestanden und wandte sich, sichtlich gekränkt, zu ihrer Mutter, die mit Frau Lucie Wertner plauderte.

Diese hatte unter einem Vorwande ihren Bruder schleunigst herbeigerufen, als die beiden Damen Meyersberg erschienen.

„Wir haben noch Zeit, Kind,“ sagte Frau v. Meyersberg zu ihrer Tochter; sie sprach mit Lucie eifrig über den Ball beim Konful Hausmann, bei dem sie vorgestern zusammengetroffen waren. Aber die Kleine war ernstlich verstimmt, sie wünschte diesen Menschen zu bestrafen.

„Nein, Mama, Deine Uhr geht nach,“ log sie, „wir müssen gehen!“

Und die Mutter brach auf. Eugen hörte nicht auf zu lächeln.

„Was hast Du?“ frug Lucie, der die Eilfertigkeit der Kleinen aufgefallen war.

„Das Mädel ist zu einfältig,“ lachte Eugen.

Lucie hatte also recht gesehen; der abscheuliche Mensch hatte das arme Kind verschleudert.

„Du bist ein Undankbarer“, sagte sie. „Ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, diese wahrhaft glänzende Parthie zu Stande zu bringen, Du aber . . .“

„Nun laß mich doch einmal mit Deinem dummen Heirathsstiften in Ruhe,“ unterbrach er sie grob.

Lucie sah ihn mit einem eigenthümlichen, forschenden Blick an.

„Warum sträubst Du Dich denn so gegen diese Heirath? Sollte es denn wahr sein, daß Du — anderweitig gebunden bist?“

„Wer hat Dir das gesagt?“ fuhr Eugen auf.

„Die Gräfin,“ antwortete Lucie, „sie hat es erfahren. Du verkehrst mit Fräulein Wallow, die Du neulich so eifrig vertheidigtest.“

Er verzog höhnisch den Mund — er hätte sich's ja denken müssen.

„Wie kleinlich seid ihr doch! Ich bin im Ganzen drei- oder viermal dagewesen, und schließlich — was geht es Dich an, Lucie?“

„Mein Gott. Ich will ja mit Deinen unbegreiflichen Launen rechnen! Aber höre, Eugen, wenn Du Dich wirklich mit dieser Abenteurerin einliebst, mit dieser Wallow . . .“

Er schnellte empor aus seiner zu ihr geneigten Stellung; auch sein Gesicht wurde hart und abweisend, wie das ihre, aber er flammte auf.

„Kein Wort weiter! Du wirst diese Dame nicht beschimpfen — Du wirst nicht, oder . . .“

Sie wich erschrocken zurück vor seinem sprühenden Blick. Merglich öffnete sie die Thür zu dem Arbeitszimmer ihres Mannes und rief, als wäre sie wirklich in Gefahr: „Alfred, Alfred — komm' doch!“

Wertner hatte ein wenig geschlummert. Halb verschlafen kam er heraus.

„Ich glaubte schon, Ihre Stimme zu hören, lieber Schwager,“ sagte er, „indefß ich war etwas abgesspannt.“

Lucie unterbrach ihn scharf: „Eugen ist so aufgereg, daß ich mir keinen Rath weiß. Wir sprachen von der Wallow, da fuhr er so heftig auf, daß ich Dich rief.“

Mit seinem gemüthlichen Lächeln meinte Wertner, sich eine Cigarre abschneidend: „Sie interessieren sich wohl für Fräulein Wallow, Eugen? D, es ist eine begabte Person!“

Wieder fiel Lucie spitz und boshaft ein: „Interessiren ist zu wenig gesagt — viel zu wenig!“

Und nun versuchte es der gute, ein wenig beleibte Wertner, seinen Schwager von oben herab anzusehen.

„Ich hoffe doch,“ sagte er mit Würde, „daß Lucie übertreibt.“

„Warum hoffen Sie das, Herr Schwager?“ fuhr ihn Eugen an.

„Weil — nun, mein Gott — man kann sich für Fräulein Wallow ja interessieren, aber mehr“ — er schnitt eine Grimasse — „bah!“

Es lag eine nicht zu definirende Geringschätzung in dem Ton. Dennoch konnte das „Bah!“ als harmloser Spaß aufgefaßt werden. Aber Eugen war nicht der Meinung. Er sprang seinem Schwager beinahe an die Kehle und schrie: „Ich erwirge Sie, wenn Sie —“

Einen Augenblick lang waren Wertner und Lucie fast starr.

Lucie erholte sich rasch und sagte phlegmatisch: „Er muß in eine Heilanstalt, ich habe es längst kommen sehen!“

Aber Wertner war empört. Dergleichen ging ihm über den Spaß. „Wie können Sie es wagen,“ herrschte er ihn an, „Sie, der ohnehin gerichtlich belangt wird . . . denn“ — er wandte sich an seine Frau — „ich habe es Dir bis jetzt verschwiegen, aber er steht unter Anklage wegen schwerer Körperverletzung. Der Staatsanwalt ist für den armen Mary eingetreten, und Dein Herr Bruder ist nur gegen eine Kaution von zehntausend Mark auf freiem Fuß belassen worden.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte Eugen kalt, „und was daran wahr, ist meine Sache! Ihr hättet die Kaution nicht für mich erlegt — ihr werdet auch die Geldstrafe nicht für mich zahlen — ihr Philisterfeelen! Fräulein Wallow aber verehere ich und dulde nicht, daß man geringschätzig von ihr spricht. Und nun — guten Tag!“

Er ging. Das Ehepaar blieb allein.

„Er wird sie doch nicht heirathen,“ sagte Wertner gelassen. „Das wäre ja eine Dummheit sondergleichen von ihm!“ Er war schon wieder ruhig geworden, hatte wohl auch überlegt, daß er zur Noth selbst den Aktienbesitz Eugen's übernehmen könnte. „Uebrigens, Lucie, Dein Bruder betrügt sich doch sehr sonderbar. Ich verlange förmliche Abbitte, hörst Du? Bringe ihm das bei — ausdrückliche, förmliche Abbitte!“

„Ja, ja — ich will's ihm sagen,“ versetzte sie zerstreut. Ihr Gesicht hatte jenen starren, harten Ausdruck, den Alfred längst hätte kennen sollen, wenn er nicht so achtlos gewesen wäre.

Ihr weiblicher Eigensinn war erwacht. Eugen durste diese Wallow nicht heirathen!

Frina Wallow war nicht gerade überrascht, von Frau v. Meyersberg, welche sie bei Wertners kennen gelernt hatte, eine Einladung zu erhalten. Sie, Frina, war eben in der Mode, das erklärte Alles. Natürlich nahm sie an, denn die Mutter war auch eingeladen.

Es war nur eine mäßig große Gesellschaft, und Frina die einzige Schriftstellerin. Man behandelte sie mit großer Auszeichnung.

Eugen v. Gersdorf war nicht zugegen, er war seit einiger Zeit nervös und mied größere Gesellschaften. Lucie dagegen war erschienen und beschäftigte sich auffallend viel mit Frina.

„Was kann sie nur wollen?“ dachte Frina.

„Diese berechnende, kalt sinnige Frau ist nicht ohne Grund so freundlich gegen mich.“

Frau Lucie neckte mit Ostentation die kleine Adolphine damit, daß ihr „Ritter“ abwesend sei; die junge Dame schien das gern zu hören. Nachdem Lucie so ihr Werk vorbereitet hatte, fand sie Gelegenheit, Frina bei Seite zu nehmen, sich mit ihr in ein Plaudereckchen zu setzen.

Frina war wirklich gespannt, was da kommen würde. Frau Wertner sprach zunächst von den Nerven ihres Bruders; seit jener schrecklichen Geschichte war es gar nicht mehr auszu-

halten mit ihm. Ob Fräulein Wallow das nicht auch gefunden hätte.

„Ich hatte kaum Gelegenheit, das zu beobachten,“ versetzte Trina.

„O, Sie scherzen, liebes Fräulein, Sie verkehren doch mit meinem Bruder!“

„Also aushorchen will sie mich,“ dachte Trina; „nun das wollen mir kurz machen.“ Mit großer Bestimmtheit sagte sie: „Herr v. Gersdorf war allerdings so freundlich, mich wiederholt zu besuchen — vielleicht ein halbes Dutzendmal. Wir plauderten bei dieser Gelegenheit meist über literarische Angelegenheiten und allgemeine Lebensfragen. Ich hatte dabei wirklich keinen Anlaß, etwas von seiner Nervosität zu bemerken.“

Lucie machte das unschuldigste Gesicht von der Welt. „Sehen Sie, wie beruhigend das auf ihn wirkt! Ich bin Ihnen wirklich von Herzen dankbar, liebstes Fräulein, denn wir können es kaum noch mit ihm aushalten! Er ist maßlos gereizt und aufgeregert. Neulich hatte er einen völlig unbedeutenden Wortwechsel mit meinem Manne und ganz plötzlich — sozusagen ohne jeden Anlaß! — sprang er ihm fast an die Kehle, stieß er eine lebensgefährliche Drohung aus. Wir waren zu Tode erschrocken und glaubten ihn ernstlich krank. Außerdem — sie dämpfte ihre Stimme zum Flüstern herab — „ich sage das nur Ihnen! Wenn es sonst Jemand erführe, wäre das sehr mißlich —“

Trina stimmte der Frau Wertner bei. „Gewiß,“ sagte sie, „da Herr v. Gersdorf ohnehin unter eine Anklage gestellt ist, dürfen Sie derlei wirklich nicht weiter erzählen, gnädige Frau!“

„Wie, Sie wissen? Mein Bruder hat Ihnen gesagt, daß —?“

Trina lächelte; eigentlich hätte sie sich wundern dürfen, daß Frau Wertner von der Geschichte Kenntniß hatte.

„Wie sollte ich es nicht wissen,“ sagte sie, „ich bin doch natürlich als Zeugin vorgeladen! Erschrecken Sie nicht, Frau Wertner — ich bin wirklich verschwiegen!“

„Und Sie sprechen so ruhig über den entsetzlichen Skandal! Ist es Ihnen nicht schrecklich, als Zeugin vor Gericht zu erscheinen?“

„Warum schrecklich? Ich bin dabei in keinerlei Konflikt verwickelt. Nur allerdings — Herr v. Gersdorf thut mir sehr leid! Die ganze Anklage ist peinlich für ihn — schon diese allein ist eine harte Strafe!“

Lucie machte jetzt ein furchtbar bekümmertes Gesicht. „Der arme Junge,“ klagte sie, „wir haben es ja immer befürchtet, seine Nerven werden ihn zu einer Katastrophe bringen — zu irgend etwas Ungeheuerlichem — zu einem Verhängniß! Schon ganz klein war er so — ich bin nämlich um drei Jahre älter — er bekam förmlich Krämpfe, schlug um sich, wenn es ihm nicht nach Willen ging. Ich sehe ihn noch, denn ich fürchtete mich immer so, ich wurde selbst dabei nervös! Und der Arzt sagte, man müsse den kleinen Eugen vorsichtig behandeln, weil er gar so zart sei. Man strafte ihn also nicht.“

„Was wahrscheinlich sehr thöricht gewesen ist,“ schaltete Trina ernsthaft ein.

Frau Lucie achtete nicht darauf; sie fuhr unentwegt fort: „Man vermied es, ihn aufzuregen. Aber trotz aller Vorsicht, trotz Ungarwein und Eisentropfen und Luftkurorten blieb Eugen nervös. Es ist ein Wunder, daß dies der erste Zusammenstoß mit der Behörde ist. Ja“ — und Lucie seufzte tief auf — „er ist eine schwere Sorge für uns!“

„Sie will mich von ihm zurückschrecken,“ sagte sich Trina, „das ist's!“ Laut entgegnete sie: „Ich glaube nicht, daß Herr v. Gersdorf so schwer nervenkrank ist, wie Sie fürchten. Er müßte nur in eine andere Umgebung kommen, die ihm zuträglicher ist.“

Lucie warf einen ganz flüchtigen, forschenden Blick auf die junge Schriftstellerin; dann fragte sie: „Heirathen, meinen Sie wohl, liebes Fräulein?“

„Vielleicht auch das, aber ich kann es nicht beurtheilen,“ sagte Trina, sich erhebend, „wie gesagt, ich kenne Herrn v. Gersdorf zu wenig. Ich bitte Sie, mir das zu glauben.“

„Und ich dachte bisweilen,“ setzte Frau Lucie noch einmal ein, „ein ganz junges, hübsches, naives Mädchen — das wäre die richtige Medizin für Eugen. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Wallow?“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Frau Wertner, nur bitte ich, mich zu entschuldigen, ich muß mich nach meiner Mutter umsehen!“

Frau Lucie, die sich wohl oder übel gleichfalls erheben mußte, sah etwas unbefriedigt aus. Trina aber lächelte vor sich hin. „Diese Art Leute hat keine Sorgen, so machen sie sich welche,“ dachte sie, „Frau Wertner hat ja weiter nichts zu thun, als ihren Bruder nach ihrem Sinne zu verheirathen.“

An einem der folgenden Tage hatten sich bei Trina mehrere Kollegen eingefunden. Wie gewöhnlich war Trina eben erst von ihrem Schreibstuhl aufgestanden, in ihrem glatten, dunklen Hauskleide, um mit ihnen zu plaudern.

Mitten in diesen intimen Kreis hinein platzte Eugen. Er war sichtlich unangenehm berührt, Gesellschaft vorzufinden, setzte sich in eine Ecke und verhielt sich zumeist schweigend.

„Wie geht es Mary — er soll krank sein!“ sagte einer der Anwesenden, der von der Sachlage nichts wußte.

„Er ist beinahe geheilt,“ antwortete Trina laut. „Ich habe ihn gestern besucht. Doch sieht die Narbe an der Stirn erschreckend aus.“

Eugen verstand, daß diese Mittheilung auch ihm galt.

„Eine Narbe, die man sieht,“ meinte er ironisch, „das muß freilich ein schrecklicher Anblick sein.“

Trina sah ihn groß und verweisend an; das Gespräch nahm eine andere Wendung. Frau Wallow saß indessen am Theetisch mit ihrer guten Haube und schenkte aus einem echt russischen Samowar Thee ein. Dazu wurden kleine Kuchen gegessen. Alle Welt war zufrieden und entfernte sich dann rechtzeitig gegen acht Uhr. Eugen blieb als der Letzte.

„Mein Gott, wie schrecklich waren mir heute all diese Leute!“ rief er. „Ich wollte so gern mit Ihnen plaudern, ich bin so furchtbar verstimmt, daß mir alle fremden Gesichter untrüglich sind.“

Nicht unfreundlich, aber ernst versetzte Trina: „Meine Kollegen haben jedenfalls dasselbe Recht auf mich, wie Sie. Jene steigen ebenfalls vier Treppen herauf, um hier zu plaudern.“

Eugen richtete sich aus seiner apathischen Stellung auf. „Ach, was Sie sagen,“ warf er ein, „welche korrekte Natur Sie sind! Also Jene haben das Recht? Ich hätte sie trotzdem mit Vergnügen hinausgeworfen.“

Nun war es Trina, die eine energische Haltung annahm. „Sie fühlen sich immer als Herr, ja als Despot,“ sagte sie verweisend. „Ich weiß nicht, warum. Möglich, daß dieser Ton unter Ihren Kutschern und Dienern am Plage ist, bei mir aber, Herr v. Gersdorf, sind Sie nur Einer unter den Anderen.“

Eugen wollte einen Augenblick lang zornig auffahren. Es blitzte auf in seinen Augen, ein nervöses Zittern ging durch seine Gestalt, er wollte auf Trina zutreten — er wollte — er wußte selbst nicht was! Jener häßliche und doch herauschende Zorn kam über ihn, jenes übersäumende, tolle Selbstbewußtsein, das ihn fortriß, er wußte nie, wohin.

Aber Trina's großer, klarer Blick bezwang

ihn. Er blieb stehen, wie angewurzelt; seine Miene glättete sich, seine Arme sanken. Ganz weich sagte er: „Wenn ich mehr für Sie sein dürfte, als Einer unter den Anderen, ich glaube, ich würde ein besserer Mensch.“

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Freiherr v. Hammerstein-Porten, preussischer Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten.

(Mit Porträt auf Seite 337.)

Die Lage der deutschen Landwirthschaft steht im Vordergrund des allgemeinen Interesses, und unter solchen Umständen spielt der Landwirthschaftsminister in einem so großen Staate wie Preußen eine besonders bedeutungsvolle Rolle. Ernst Freiherr v. Hammerstein-Porten, dessen Porträt wir auf S. 337 bringen, ist geboren am 2. Oktober 1827 auf Porten im Kreise Versenbrück, Regierungsbezirk Osnabrück, dem Stammgute seiner Familie. Nach beendeten Studien trat er zuerst in den hannoverschen Staatsdienst und wurde 1866 als Regierungsassessor zur Disposition gestellt. 1884 wurde er Kreishauptmann des Kreises Versenbrück, 1885 Landrath, und am 2. Januar 1889 erfolgte seine Ernennung zum Landesdirektor der Provinz Hannover. Schon seit 1868 war v. Hammerstein Mitglied des Provinziallandtages und von 1885 bis 1889 auch Vorsitzender des Provinzialauschusses; zudem Mitglied des Staatsrathes, Vorsitzender des deutschen Landwirthschaftsrathes, endlich Vorsitzender des niederländischen Kanalvereins und in dieser Eigenschaft ein eifriger Förderer des Rhein-Weßer-Elbe-Kanalprojekts.

Einssegnung eines Eisenbahnzuges bei Eröffnung einer neuen Bahulinie in Spanien.

(Mit Bild auf Seite 340.)

In den katholischen Ländern des Südens, ganz besonders in Spanien, wird jede neue Bahulinie vor der Verkehrseröffnung in feierlicher Weise durch die Geistlichkeit eingeseignet. Unser Bild auf S. 340 veranschaulicht eine derartige Ceremonie, nämlich die Einssegnung des Zuges, mit dessen Fahrt die von einer englischen Gesellschaft erbaute Linie Lorca-Aguilas eröffnet und dem Betriebe übergeben wurde. Auf dem Bahnhofe zu Lorca steht der Zug zur Abfahrt bereit: unter segnenden Worten und Gebeten besprengt der antirende Geistliche die Lokomotive und demnächst alle Wagen des Zuges mit Weihwasser. Entblößten Hauptes wohnen die Spitzen der Behörden, die Bahnbeamten und die Theilnehmer an der Eröffnungsfahrt dieser Einssegnung bei.

Die Ermordung des Herzogs Johann von Burgund.

(Mit Bild auf Seite 341.)

Die Regierung des halb wahnsinnigen Königs Karl VI. von Frankreich (1380–1422) war eine der für das Land unheilvollsten. Statt seiner führten zuerst seine beiden Oheime, die Herzöge von Berry und von Burgund, als Vormünder die Herrschaft; dann verdrängte sie der Herzog von Orleans, den Johann von Burgund, der Unerfrochene zubenannt, 1407 ermorden ließ. Seinen Tod zu rächen, bot der Graf v. Armagnac eine Truppenmacht auf, mit der er Paris in Besitz nahm. Er wurde darauf zum Connetable von Frankreich ernannt, und der Dauphin Karl verband sich auf das Engste mit ihm. Inzwischen hatten die Engländer 1415 bei Azincourt der französischen Macht eine schwere Niederlage bereitet, und andererseits rückte Johann von Burgund gegen Paris, daß er 1418 einnahm. Er wüthete auf das Grausamste gegen die Anhänger Armagnac's, der selbst gefallen war, während der Dauphin gerettet wurde. Endlich erklärte sich Johann bereit, sich mit dem Dauphin zu versöhnen. Dieser lockte ihn auf die Yonnebrücke bei Montereau zu einer Unterredung, die am 10. September 1419 stattfand, allein als Herzog Johann gerade huldigend das Knie vor dem Thronerben Frankreichs beugte, ward er von Tanneguy du Gastel und Anderen aus des Dauphins Gefolge meuchlerisch ermordet (siehe das Bild auf S. 341).

Stylvoll.

Novellette von Ernst v. Waldow.

1. (Nachdruck verboten.)

In den Kaffeekränzchen des Städtchens Steinberg ging es seit einer Woche recht lebhaft zu, denn man hatte reichlich Gesprächsstoff. Gleichwie die Mühlräder bei Hochwasser lustig klappern, so bewegten sich auch die Plappermäulchen der schönen und mehr noch der unschönen Steinbergerinnen.

So etwas war aber auch noch nicht erlebt worden, seit Steinberg stand! Frida Brand, eine arme Waise, die bei ihrer Tante, der Wittve Leander, Aufnahme gefunden, hatte es fertig gebracht, Gustav Ritterholm mit einem Korbe heimzuschicken und ein Glück von sich zu stoßen, wegen dessen sie von Vielen bitter beneidet worden war.

„Und warum das?“ hatte die heftig ent-

rüstete Tante gefragt und mit ihr manche der Steinberger Honoratiorentöchter. Einfach darum, weil Gustav Ritterholm ein schlichter Geschäftsmann und kein sogenanntes Ideal war, sein Haus am Markte mit der altväterischen Einrichtung durchaus nichts Stylvolles hatte und die Schwiegermama mit der blauen Latzhürze und dem großen Schlüsselbunde ganz und gar nicht zu der romantischen Frida mit dem goldbraunen Lockenkopfe und den schwarzen Schelmenaugen passen würde.

Am tiefsten wurde von der ganzen Angelegenheit aber Regina Leander berührt, die einzige Tochter der verwitweten Frau Steuerath, denn die sanfte Blondine hatte für Gustav Ritterholm, den einstigen Spielgefährten, mehr als nur freundschaftliche Gefühle gehegt, und litt in seiner Seele, wenn die übermüthige Frida den abgewiesenen Freier verspottete.

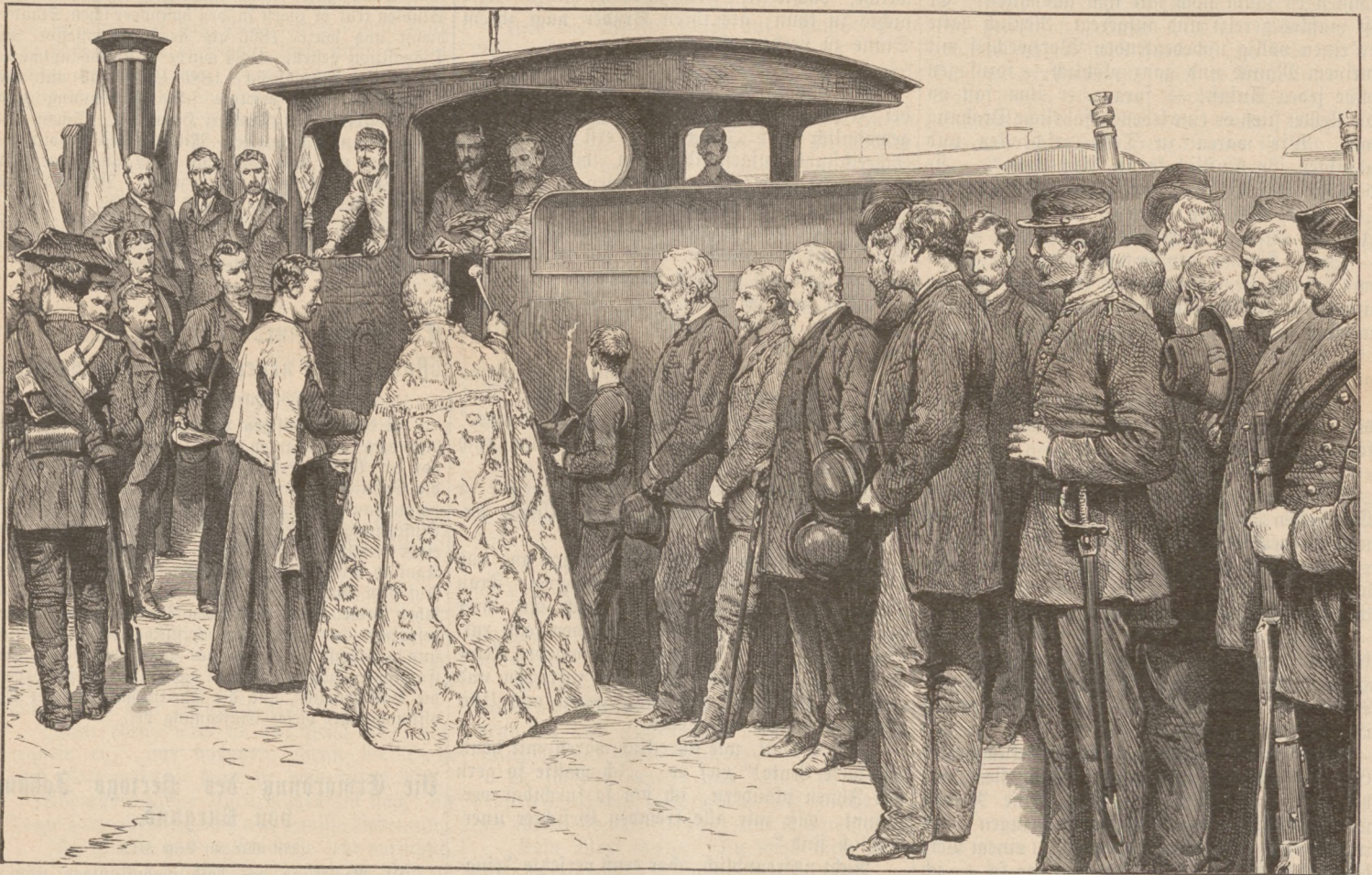
Nur die Frau Oberlehrer Nebstod stimmte

nicht in das Verdammungsurtheil über Frida Brand ein. Aber sie war ein Blaustrumpf, schrieb Verse, schwärmte für Kunst und die Künstler, was insofern natürlich war, denn ihr Bruder Ferdinand Thielen hatte als Maler bereits Tüchtiges geleistet.

Zur Weihnachtszeit kam der junge Mann aus der Residenz zum Besuch der Schwester nach Steinberg. Er war in bester Laune, weil er einem reichen Amerikaner, wie er sagte, zwei Bilder „angehängt“ hatte, die in der Makart'schen Manier gehalten waren. Zudem hatte er noch einen ganzen Sack voll Bestellungen und wollte sich in Berlin ein elegantes Atelier einrichten, um auf eigenen Füßen zu stehen.

Frau Nebstod war ganz stolz auf den Bruder, der sehr gut in den Steinberger tonangebenden Familien aufgenommen wurde, so auch bei Frau Leander.

Frida vernachlässigte sogar ihre Geige und



Einsegnung eines Eisenbahnzuges bei Eröffnung einer neuen Bahnlinie in Spanien. (S. 339)

suchte ihre Zeichenhefte wieder vor, weil Ferdinand Thielen ihr eingeredet hatte, daß sie Talent besitze. Bald beschäftigte sich der junge Maler nur noch mit dem schönen Mädchen und schon nach flüchtiger Bekanntschaft — waren doch kaum vier Wochen seit seiner Ankunft verfloßen — warb er um Frida.

Tante Leander schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, in den Steinberger Kaffeekränzchen ruhten Stricknadeln und Dienstbotenfrage, Regina schüttelte mißbilligend den Kopf, und das glückliche Brautpaar lachte über die Warnungen der anderen.

In dem grauen Hause am Markte ging es desto trüblicher zu. Gustav Ritterholm ließ den Kopf hängen und das Essen fast unberührt. Herzensgut, hatte er in seiner schlichten Weise geäußert: „Wenn sie wenigstens glücklich würde, hätt' ich's leichter ertragen, daß ich sie verloren. Aber dem Thielen gönn' ich sie nicht, der war schon als Schuljunge ein Windbeutel, und Frida

mit ihrem romantischen Köpfchen hätte einer festen Stütze bedurft.“

2.

Im Wonnemonat war die Hochzeit des jungen Paares in aller Stille gefeiert worden, und gleich nach der Trauung reisten die Neuv vermählten nach Berlin, um vorerst ihr eigenes Heim „stylvoll“ einzurichten. Den Ausdruck hatte Frida so oft gebraucht, daß man sie schon damit geneckt hatte, und nun hatte sich auch Ferdinand das „Stylvoll“ angewöhnt.

Die herrschaftliche Wohnung in der Potsdamerstraße mußte mit Buzenscheiben, alten Truben, geschnitzten Holzbänken, einem „Meerweibchen“ und altdeutschen Schüsseln und Krügen ausgestattet werden, und da derlei antike Kredenzische, Sessel und Eckschänke nicht eben billig sind, zahlte man nur ein hohes Angeld bar und nahm das Uebrige auf Abzahlung: der Kunsthändler kannte den Maler Thielen, dessen Talent jüngst Anerkennung gefunden und

wußte auch den Kontrakt so einzurichten, daß er in keinem Falle Schaden leiden konnte.

Endlich war man fertig — Wohnzimmer, Speisezimmer, Schlafgemach und Atelier. Die Neuv vermählten eilten von einem in das andere, setzten sich hierhin, blickten dorthin, es war Alles so reizend, so traulich, so — so stylvoll!

Nun durfte man daran denken, die Freunde einzuladen, Besuche hatte man schon gemacht, und da das Dienstmädchen sehr unerfahren in der Kochkunst war, Frida aber eine ausgesprochene Abneigung gegen die Küche hatte, so fand sie es viel angenehmer und praktischer, allen Speisebedarf einem guten Restaurant zu entnehmen.

Friederike bekam Kostgeld, stand sich recht gut dabei, und die junge Hausfrau war entzückt darüber, daß ihre neuen Pflichten so leicht zu erfüllen waren.

Die Wäsche wurde zierlich gebügelt in's Haus gebracht, was sonst im Haushalt ge-



Die Ermordung des Herzogs Johann von Burgund. (S. 839)

braucht ward, lieferte man pünktlich auf Bestellung und Friederike wurde bevollmächtigt, Buch zu führen und die Waaren in Abwesenheit der Herrin zu übernehmen. Das kam oft vor, denn der Freundeskreis erweiterte sich.

Es war wirklich nöthig, daß Ferdinand viel Geld verdiente, denn zu Neujahr schneiten die Rechnungen nur so in's Haus, der Kostenpunkt erschien dem Maler in letzter Zeit schon bedenklich, aber Frida verstand es, ihm klar zu machen, daß er es seinem Rufe schuldig sei, in der Gesellschaft zu leben, und so wurde das junge Paar mehr und mehr in den Strudel großstädtischen Lebens gezogen.

Dabei blieb dem Künstler wenig Muße zur eigenen Weiterförderung, denn in den Stunden, die er in seinem Atelier zubrachte, während Frida Besuche machte oder musizierte — ihre früher vielgeliebte Geige hatte sie wieder hervorgeholt — mußte Ferdinand darauf bedacht sein, Bilder zu malen, die sich gut und schnell verkaufen.

Unmöglich konnte er viel Mühe und Sorgfalt auf seine Arbeit verwenden, sondern mußte sich hasten, damit so und so viel Meter Leinwand bemalt würden und Geld in's Haus käme.

Mittags speiste man mit guten Freunden, wobei man in der Regel eine Ausfahrt oder den Besuch eines Theaters verabredete. Die Wiederkehr des Hochzeitstages im Mai ward prächtig im Grunewald gefeiert, aber schon begannen die Schulden recht drückend auf den Schultern des jungen Ehepaars zu lasten. Frida bereitete nun das Ausgehen weniger Vergnügen, hatte sie doch kein Geld, um Einkäufe zu machen. Daheim fühlte sie sich aber auch nicht wohl, denn Ferdinand hatte sich entschieden verändert.

Sein oft gereiztes Wesen, die ungleiche Stimmung zeigten, daß seine Nerven leidend seien. Freilich, mehr oder weniger sind alle Künstler nervös — damit tröstete sich die unerfahrene junge Frau, die keine Ahnung hatte, welche Sorgen den Gatten bedrückten und dessen Schaffenskraft lähmten.

Als Thielen sich um Frida Brand geworden, hatte er unwillkürlich seine Verhältnisse in glänzenderen Farben geschildert, um Tante Leanders Einwilligung zu erringen. Der verliebte und sanguinische junge Künstler erblickte die Zukunft in rosigem Lichte.

Die Bestellungen würden sich mehren, eine trauliche Häuslichkeit, in welcher das reizende Frauchen waltete, würde ihm seelische Befriedigung und frische Schaffenskraft geben. So dachte er.

Wie anders war es gekommen! Frida, zu sehr mit sich beschäftigt, geblendet von den Genüssen des großstädtischen Lebens, berauscht von Huldiungen und Schmeicheleien, hatte nur wenig Verständniß für eine Künstlernatur, ganz abgesehen davon, daß sie dem Gatten weder häusliche Bequemlichkeit, noch Pflege angebeihen ließ.

War sie doch jetzt schon mürrisch und bedrückt, weil sie das Geld nicht mehr mit vollen Händen ausgeben konnte, und Ferdinand, in seiner thörichten Liebe, fand nicht den Muth, ihr offen zu sagen: wir sind ruiniert, wenn wir auf dem eingeschlagenen Wege weiter schreiten, wir sind überlastet mit Schulden, die bezahlt werden müssen, sollen wir nicht mit Schimpf und Schande aus unserem stylvollen Heim vertrieben werden. Wir müssen ein neues Leben beginnen, ein Leben ernster Arbeit.

Vielleicht hätte eine solche Rede Eindruck gemacht auf das im Grunde edle Herz der leichtsinnigen, jungen Frau, doch Ferdinand schwieg, schon aus falscher Scham, denn die erhofften Bestellungen der Berliner Kunsthändler waren ausgeblieben, so blieb denn nur als einzige Hoffnung, die finanzielle Krise zu beschwören: das Honorar des Amerikaners, dem Ferdinand

bereits Ende Juni eine große Kiste schnell gefertigter Bilder gesandt hatte.

Der erste Oktober war nahe; der Händler, in dessen Geschäft die Möbel gekauft waren, drängte, da die ausbedungenen Abzahlungen in der letzten Zeit ausgeblieben waren; in der Lade des kunstvoll geschnitzten Schreibtisches ruhte eine ganze Sammlung unbezahlter Rechnungen — es mußte Rath geschafft werden.

Ferdinand forschte Frida aus, die ihm geklagt hatte, daß ihre Schneiderin sie schon zweimal gemahnt habe, ob Tante Leander ihnen nicht helfen würde durch Herleihung einer größeren Summe.

Doch da gerieth die junge Frau in hohe Erregung und rief: „Biel eher stirbe ich Hungers, als die Tante, welche mir so harte Vorwürfe gemacht hat, noch einmal um Geld bitten! Ich flehte sie an, weil ich Dich nicht belästigen wollte, mir fünfhundert Mark zu leihen, und wach' schrofse Abweisung ließ sie mir zu Theil werden! Wie tadelte sie meinen Leichtsin, meine Verschwendungssucht! Nun, ich habe es ihr auch nicht geschenkt und ihr erklärt, daß jeder briefliche Verkehr zwischen uns fortan abgebrochen werden solle, und ich von jetzt denken würde, daß ich keine Verwandte mehr besitze.“

„Das war übereilt,“ meinte seufzend der Maler.

Nachdem Ferdinand erkannt hatte, daß ihm von den Verwandten seiner Frau keine Hilfe kommen werde, hielt er Umschau, ob die Freunde in Berlin ihn nicht aus der Bedrängniß befreien könnten.

Da kam freilich nur einer in Betracht, Fritz Berner, Prokurist in einem großen Bankgeschäft. Berner besaß zwar kein Vermögen, aber in seiner Stellung dürfte es ihm nicht schwer fallen, eine Summe von etwa zweitausend Mark aufzutreiben, und so vertraute sich Ferdinand dem Freunde an, der auch wirklich nach einigem Zögern einwilligte, das Geld der Kasse zu entnehmen und des Malers Schuldschein dagegen hineinzulegen; nur mußte sich Ferdinand mit seinem Ehrenwort verpflichten, noch vor dem 1. November die Schuld zu tilgen, was er auch that. Bis 1. November mußte ja das Geld aus Amerika für die abgelieferten Bilder eintreffen.

3.

Es hatte den ersten großen Streit in der jungen Ehe gegeben. Die früher so dienst-eifrige Friederike hatte in letzter Zeit ihre Pflichten arg verletzt und heute, wo Frida ihr eine wohlverdiente Rüge erteilt, ihr höhnisch den Rücken gewandt und gemeint: Madame möge sich nach einer anderen Dienerin umschauen, sie habe es satt, sich Grobheiten von den Gläubigern der Herrschaft sagen zu lassen.

Außer sich vor Aerger und Zorn, war Frida spornstreichs zu ihrem Manne in's Atelier geeilt, der eben die letzte Hand an ein Bild legte, auf welches er große Hoffnungen setzte.

Erboht über die unliebsame Störung und das Verlangen der Gattin, sogleich die Wirtschaftsrechnungen durchzusehen, in der ihr viel zu hohe Beträge aufgezeichnet zu sein schienen, mit Friederike abzurechnen und die freche Person aus dem Hause zu schicken — las er seiner Frau gehörig den Text, und machte ihr klar, daß sie selbst und nicht die Magd die Hauptschuld habe, weil sie ihre Pflichten als Hausfrau vernachlässigt und sich in die Hände einer so schlauen Betrügerin gegeben habe.

„Ich wußte nicht,“ stieß Frida tiefverlezt hervor, „daß Du aus Deiner Frau ein Dienstmädchen zu machen gedachtest, dann hast Du freilich nicht die rechte Wahl getroffen.“

„Das fürchte ich auch,“ gab Thielen erbittert zurück.

Sie stürmte fort und begab sich zu einer

Freundin, der sie unter Thränen ihren Kummer anvertraute, und da diese ihr rieth, nicht sogleich nachzugeben, sondern den Haustyrannen durch längeres Ausbleiben in Unruhe zu versetzen, ließ sich Frida trösten, speiste mit der Freundin und machte mit derselben sogar eine Ausfahrt nach Charlottenburg, obwohl ihr bei alledem nicht so recht wohl zu Muth war.

Endlich entschloß sie sich, heimzukehren. Es dämmerte schon, als sie das Treppenhaus durchschritt. Sie mußte an der Portierstube vorbei, in der laut gesprochen wurde, jetzt öffnete die Frau des Portiers die Thür und wies, Frida erblickend:

„Ah, da ist Frau Thielen, habe ich nicht eben noch gesagt, es sei eine Lüge, daß sie davongegangen wäre!“

„Sprechen Sie von mir, Frau Hanke?“ fragte Frida voll Würde.

„Vergebung, gnädige Frau, es war nicht böse gemeint, bitte, einen Augenblick bei mir einzutreten.“

„Jetzt nicht, Frau Hanke, ich habe mich ohnehin verspätet.“

„Ja — aber ich kann Sie doch nicht so unvorbereitet — erschrecken Sie nur nicht gleich so —“

„Ist ein Unglück geschehen?“ rief Frida, auf die Frau zustürzend und deren Arm erfassend.

„Nein — nun freilich — aber es soll nicht so schlimm sein —“

„Mein Mann!“

„Ja, der arme Herr —“

„Er ist todt?“

„Nicht doch, es geht besser. Fassen Sie sich doch, der Arzt hat ja die Kugel schon herausgezogen, die Friederike —“

Frau Hanke brach jäh ab, denn Frida, die sie mit weitgeöffneten Augen wie entgeistert angestarrt, glitt mit leisem Wehlaut zu Boden.

Der erschreckten Frau gelang es bald, die Bewußtlose zu sich zu bringen, und dann wankte Frida, von der gutmüthigen Hanke gestützt, die Treppen hinauf und betrat ihr Schlafgemach, wo der Arzt und eine Wärterin walteten.

Ferdinand lag blaß, mit geschlossenen Augen auf seinem Lager, dessen weiße, spitzenbesetzte Leintücher zahlreiche Blutspuren trugen.

Schauernd wandte Frida sich ab. Der junge Arzt legte den Finger auf die Lippen, und sie wendete sich zum Gehen, unfähig, den Schmerzensausbruch länger zu unterdrücken. Im Wohnzimmer sank sie auf einen Sessel nieder und das Gesicht in den Händen verbergend, rief sie schluchzend: „Ich — ich bin Schuld daran!“

Im Atelier lag ein zerknüllter Brief auf dem Teppich, er war von dem Amerikaner und lautete:

„Mein Herr!

Anbei Ihre Bilder zurück, die meinen Erwartungen durchaus nicht entsprachen. Voll Ungeduld erwartete ich für meinen Kunstsalon die neuen Schöpfungen des Berliner Malart; nun, mein Herr, bemalte Leinwand haben Sie mir genug gesandt, aber kein Kunstwerk. Ihre Altstudien lassen Sorgfalt in der Ausführung vermissen, die Landschaften sind nur so hingeklext.

Sie haben mein Kunstverständniß unterschätzt, bester Herr, und mein Vertrauen getäuscht — das vergibt ein Geschäftsmann nicht. Charles Brown.“

Diese unnachsichtliche Kritik, zusammengekommen mit der niederschlagenden Thatsache, daß er nun außer Stande sei, sein Wort einzulösen, endlich der Zwist mit der Gattin vorher hatten den überreizten Mann zu dem Entschluß getrieben, seinem Leben ein Ziel zu setzen. Die Ausführung des geplanten Selbstmordes

musste in fieberhafter Hast unternommen worden sein, denn es fand sich nur ein an Fritz Berner gerichteter Brief vor, für Frida nicht ein Wort des Abschieds.

Aus der Waffentrophäe, welche die eine Wand des Ateliers schmückte, fehlte eine der Pistolen, die sich auf dem Teppich in einer Blutlache fand — dort hatte der unselige Mann die Verzweiflungsthat begangen. —

Es gelang der ärztlichen Kunst und Frida's opferfreudiger Pflege, das Leben Thielen's zu erhalten, während die Freunde Sorge trugen, daß die Geschichte nicht in die Oeffentlichkeit kam.

Alle beeiferten sich zu helfen, auch Berner, ob schon schwer betroffen, eilte zu Frida, um mit ihr zu berathen, was zu geschehen habe.

Die Kugel hatte den rechten Lungenflügel nur gestreift, doch war große Schonung geboten, und die ersten Schneeflocken fielen bereits, als Ferdinand sein Lager verlassen durfte.

Wie schwach fühlte sich aber der Genesende! An Frida's Schulter gelehnt, weinte er wie ein Kind. Der Arzt rieth ihm, nach dem Süden zu gehen, der Aufenthalt in Italien würde Körper und Geist stärken und erfrischen.

Schon diese Hoffnung belebte den Leidenden, denn das stylvolle Heim, der Schauplatz seiner Verzweiflungsthat, war ihm unerträglich geworden.

Aber die Mittel zur Reise! — Nun, wo Viele sich vereinen, Hilfe zu bringen, wird sicher etwas geschafft. Die kostbare Einrichtung ward, soweit sie schon bezahlt war, unter der Hand veräußert, Thielen's letztes Bild an einen Kunsthändler verkauft, und der Maler Winter, welcher für eine reiche Gönnerin venezianische Skizzen und kleine Genrebilder zu malen übernommen hatte, übertrug diese Bestellung Ferdinand Thielen.

Kleine Schulden hatten bezahlt werden können, auch Berner erhielt eine Abschlagszahlung, und dann wurde noch eine Summe, ausreichend zur Reise und für den ersten Aufenthalt in Venedig, zusammengebracht.

Nur um Eines hatte der Kranke dringend gebeten: die Verwandten in Steinberg sollten nichts von dem Geschehenen erfahren und auch in Unkenntniß über die geplante Abreise bleiben. —

Siech und gebrochen langte Thielen in Venedig an, wo eine bescheidene Wohnung gemiethet ward, und Frida sich bequemem mußte, in der Küche der Signora Giulia, der Vermietherin, ihr einfaches Mahl selbst zu kochen. Wie oft verbrannte sie sich dabei die Finger und beschmutzte an den ruhigen Töpfen ihre feinen Kleider! Aller Anfang ist schwer, doch die Ausdauer siegte, und die Gerichte wurden immer wohlschmeckender. Dann glitt ein Lächeln über das hagere Antlitz des kranken Mannes, und er schloß sein braves Weibchen zärtlich an's Herz.

Nach Weihnachten konnte Ferdinand an die Arbeit gehen, und zwei recht gelungene Genrebilder, „Volksscene am Rialto“ und „Straßenmusikanten“, gingen nach Berlin ab und gefielen sehr. Zu letzterem Bilde hatte der Maler gute Modelle gehabt, Dank seiner Wirthin, bei der vordem eine Mandolinenspielerin gewohnt hatte. Ein Geiger und ein junges Mädchen, das zur Guitarre sang, gehörten gleichfalls zu der Gruppe. Die Leute waren stolz, auf dem Bilde zu figuriren, es ging ihnen übrigens gut, denn sie verdienten bei ihren musikalischen Gondelfahrten auf dem Canal grande ein schönes Stück Geld von den Fremden.

Ferdinand hatte eine farbenreiche Skizze begonnen; sein Selbstvertrauen wuchs, er wollte zudem den Berliner Kunstgenossen zeigen, daß er doch Tüchtiges leisten könne. Auch Frida's gesunkener Lebensmuth belebte sich, sie hätte

gern Unterricht ertheilt, um gleichfalls etwas zu erwerben, doch war sie des Italienschen noch zu wenig mächtig; so begnügte sie sich, die kleine Häuslichkeit in Ordnung zu halten und Ferdinand's Lieblingsgerichte zu bereiten. Er erholte sich auch bei der guten Pflege in der milden Luft, doch gerade als beide hofften, daß nun Alles besser werden würde, kam neues Unheil.

Die letzten Märzstage brachten Meeresturm und Regen, und da Ferdinand im offenen Boote auf dem breiten Giudeccakanal sich befand, wurde er völlig durchnäßt und zog sich eine Erkältung zu, die einen Lungenkatarrh zur Folge hatte, an dem er Wochen lang darniederlag.

Nun zeigte Frida, daß es ihr heiliger Ernst sei, ein neues Leben der Arbeit und Pflichterfüllung zu beginnen. Bei kärglichen Geldmitteln, in der ärmlichen Miethswohnung galt es, Krankenpflegerin und Magd zu sein — o, Friederike in ihrer weißen Laßschürze hätte sich nicht vor solcher Arbeit gescheut! Aber muthig nahm die junge Frau den Kampf auf, und selbst als ihre Kraft zu erlahmen begann, das Geld ausging und die Noth auf's Höchste gestiegen schien, sagte sich Frida: ich habe nicht bloß meine Pflicht zu thun, sondern muß auch Verschuldetes gut machen.

Und siehe da, der Zustand Ferdinand's besserte sich, und auch der Geldnoth half Frida ab, ohne die fernern Freunde mit Bittbriefen zu behelligen.

4.

Ueber die leichtbewegte Fluth glitt die schwarze Gondel. Ein neuvermähltes Paar saß zurückgelehnt auf den weichen Polstern und genoß die mondbeglänzte warme Mainacht. Der Herr rauchte eine Cigarre, die junge Frau gähnte verstohlen, denn es war Elf, und sie fühlte sich ermüdet.

„Wir sind bald daheim,“ tröstete gutmüthig lächelnd der Eheherr. Da wurde Beider Aufmerksamkeit abgelenkt. Sanfte Klänge trug der Nachtwind ihnen zu, näher und näher. Ein Volkslied war's — die Stimme der Sängerin war ein wenig scharf, aber „es macht sich doch stimmungsvoll“, meinte die Neuvermählte.

„Eccoli,“ sagte der Gondoliere, mit der ausgestreckten Rechten auf eine, mit bunten Papierlaternen geschmückte Barke deutend.

Jetzt ließen sich Geigentöne vernehmen, weich und sehnsuchtsvoll. „Nicht übel!“ sprach der Herr, die Cigarrenasche von seinem grauen Reisemantel abstäubend, und die Dame senkte den Kopf und murmelte: „Ich möchte wetten, daß ich dies Adagio schon irgendwo gehört habe.“

Während sie lauschten, näherte sich die Gondel der Musikanten, die Geigentöne klangen in einem Mollakkord aus.

„Povera gente“ (arme Leute), murmelte der Gondoliere mit bezeichnender Handbewegung.

Der Reisende hatte verstanden und suchte nach Kupfermünzen, deren einige auf den Teppich in der Gondel rollten. Eine schmale, weiße Hand reichte ein blinkendes Messingtellerchen über den Rand der Musikantenbarke hinüber, während der Gondoliere schnell ein Wachskerzchen entzündete, um seinem Jahrgast beim Suchen behilflich zu sein. Dieser jedoch, anstatt die Kupfermünzen in das Tellerchen zu legen, starrte wie geistesabwesend die Person an, welche es ihm geboten. Es war die Violinspielerin, deren Züge durch das flackernde Licht des Wachskerzchens hell beleuchtet wurden.

Ein Schreckensruf! Die junge Frau in der Gondel hatte ihn ausgestoßen, dann folgte ein klatschender Laut — das Messingtellerchen war in's Wasser gefallen, die Musikantenbarke stieß ab.

„Halt!“ rief der Herr in der Gondel. Der Gondoliere hatte den Sinn des ihm fremden Wortes gleich richtig erfaßt, setzte sein Rudern ein, und in zwei Minuten hatte er die Barke eingeholt, die auf seinen Anruf hielt.

Jetzt war es die junge Frau, welche sich hoherregt in das Fahrzeug schwang und eine schlanke, schwarz gekleidete Frauengestalt stürmisch in ihre Arme schloß.

„Frida!“

„Regina!“ tönte es zurück.

Nach einer Viertelstunde saß der Fabrikant Gustav Ritterholm mit seiner Gattin Regina und Frida Thielen, der Violinistin der fahrenden Sänger, in einem bequem ausgestatteten Zimmer des Hotels „Bauer-Grünwald“ und des Fragens und Erzählens wollte kein Ende werden, bis die Glocken von San Marco die Mitternachtsstunde verkündeten. Da brach Frida auf, damit Ferdinand daheim sich nicht Sorgen mache und das junge Ehepaar begleitete die Base in der Gondel bis zum Zattere-Quai in die Nähe ihrer bescheidenen Wohnung.

In dieser Nacht schlief Keines von den Dreien. Ritterholm, bei aller Neigung zu der blonden Gattin, hatte doch die erste Liebe nicht ganz vergessen; Regina war ein wenig eifersüchtig, und Frida mühte sich endlich, den peinlichen ersten Eindruck zu verwinden und sich nur der Freude des Wiedersehens zu überlassen. Das gelang ihr bald ebenso gut wie der Anderen. Alle, später auch Ferdinand, schickten sich anfangs etwas gezwungen in ihre Lage, nach einigen Tagen aber schon in natürlich herzlicher Weise.

Ferdinand und Gustav wurden Freunde, und so vermochte der Maler auch die ihm freudig gebotene Hilfe anzunehmen. Von drückenden Sorgen befreit, blickten Frida und ihr Gatte bald wieder heiter in's neue Leben. Eine eigene Wohnung mit Atelier wurde gemiethet, und die tapfere kleine Frau stellte ihre Musikfahrten ein, durch die sie in letzter Zeit doch so viel erworben hatte, daß sie die Ausgaben für den Haushalt befreiten konnte.

Anfang Juni mußte Ritterholm daheim sein, und bis dahin sollte auch sein neues Heim ausgestattet werden.

„Aber ja nicht stylvoll!“ meinte Frida mit schelmischem Seitenblick auf Regina, die lächelnd erwiderte: „Mißverstehe mich nicht. Nie habe ich die Freude am schönen Schein, am Harmonischen getadelt, nur muß die Sehnsucht darnach nicht zum krankhaften Hang werden.“

„Ganz Deiner Meinung, Frauchen,“ rief Ritterholm. „Dem Schönen darf nicht Macht gegeben werden, das Rechte und Gute zu unterdrücken, zumal in einer Zeit, wo so Viele über die ihnen gezogenen Schranken hinausstreben und an der Begierde kranken, es den Begünstigten des Geschicks gleich zu thun, anstatt in weiser Beschränkung ihrer Pflicht zu leben.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die New-Yorker „Nothkappen“. — In New-York gibt es eine Einrichtung, welche meines Wissens in keiner anderen Stadt existirt, sich aber im Laufe der Jahre recht gut bewährt hat. Wer die Metropole des amerikanischen Ostens einigermaßen kennt, der bemerkt häufig uniformirte Leute, die durch ihre rothen Helme auffallen. Sie verfügen sich beim Ausbruch eines Brandes, worüber ihnen sofort Nachricht zugeht, wie der Feuerwehr, in eigenen Gefährten im Galop nach der Brandstätte, entnehmen ihren Wagen ganze Ladungen von Theerdecken und schleppen diese in die brennenden Gebäude, um deren werthvollsten Inhalt nicht gegen die Flammen, sondern gegen das Wasser zu schützen, welches zum Löschen verwandt wird und mehr Schaden anrichtet, wie das Feuer. Um die Löscharbeiten kümmern sie sich im Allgemeinen nicht, sondern nur um Rettung des Eigenthums, zu welchem Zwecke sie von den Versicherungsgesellschaften und nicht von der Stadt angestellt sind und bezahlt werden. Dies schließt natürlich nicht aus, daß sie im Nothfalle auch anderweitige Hilfe leisten und namentlich zur Rettung von Personen beizutragen suchen. In New-York werden diese Leute allgemein „Nothkappen“ genannt.

Das Korps ist aus kleinen Anfängen hervorgegangen und hat sich erst im Laufe der Jahre zu dem ausgebildet, was es heute ist. Der erste Versuch zur Schaffung einer solchen „Rettungspolizei“ datirt aus dem Jahre 1835, in welchem die Feuerversicherungs-gesellschaften vier Personen mit einem jährlichen Gehalt von je 250 Dollars anstellten, denen sie die Pflicht auferlegten, bei allen Bränden zugegen zu sein, um das Interesse der Gesellschaft durch Rettung versicherter Gegenstände wahrzunehmen. Der kleine Anfang stellte sich bald äußerst nutzbringend heraus, so daß man sich schon nach vier Jahren bewegen fand, die Organisation auf vierzig Mann zu vermehren, nachdem sich sämtliche Gesellschaften verpflichtet hatten, zur Erhaltung derselben beizutragen. Die Kosten für die Mannschaften beliefen sich auf etwa 18,000 Dollars im ersten Jahre der Verstärkung. Dabei beschränkte sich ihr Dienst auf den eigentlichen Geschäftstheil der Stadt,

wurde jedoch schon nach weiteren fünf Jahren ausgedehnt. Heutzutage existiren fünf verschiedene Parouillenbezirke, die im Ganzen einen Bestand von 130 Köpfen an Offizieren und Mannschaften aufweisen.

Seit Jahren ist übrigens diese Rettungspolizei gesetzlich autorisirt, in jedes Gebäude zu bringen, in welchem es brennt, oder worin Feuer vermuthet wird, um erstlich die Interessen ihrer Brodgeber wahrzunehmen und sich eventuell auch anderweitig nützlich zu machen. Hiermit wurde zugleich bestimmt, daß alle Versicherungs-gesellschaften, welche in New-York existiren, nach Verhältnis ihrer Einnahmen zum Unterhalt dieses Instituts beisteuern müssen.

Die einzelnen Stationen haben in Betreff ihrer Unterbringung viel Nehmlichkeit mit den Depots der Feuerwehr, mit der selbstverständlich ja auch ein gewisser Zusammenhang bestehen muß. Ein vierstöckiges Gebäude dient zur Aufnahme, in welchem unten

Stallung für die Pferde und Räume für die Wagen und sonstigen Geräthschaften vorhanden sind. Als Hauptausrüstung dienen die schon erwähnten Theerdecken, die stets in großer Zahl vorhanden sind.

In der ersten Etage des Gebäudes befinden sich die Bureau-, Wohn- und Schlafzimmer für die Offiziere, sowie die Schlaffäle für die Mannschaften. Die zweite Etage ist als Wohnraum für die Leute und als Werkstätte eingerichtet, während man den obersten Stock als Trockenraum für die neuen Decken bestimmt hat, welche von den Mannschaften selbst gefertigt werden. Aus den Schlaffälen führen Sprossenständer in die unterste Etage, so daß die Leute beim ersten Glockenzeichen im Nu bei den Wagen sein können. Die Wagen ähneln den Feuerwehrruhwerken, die Leute stehen auf breiten eisernen Fußbrettern während der Fahrt. Die Theerdecken befinden sich in eisernen Behältern, ebenso führt man Netze, Rettungsleitern und sonstiges nothwendiges

Humoristisches.



Gegenseitiges Entsetzen.

(Die Frau kommt früher vom Theater heim und trifft ihre Köchin im Wohnzimmer, gemüthlich mit ihrem Schaz speisend.)
 Frau: Aber Mina, ich bin entsetzt!
 Köchin: Und ich erst!



Ganz einfach.

Herr (am Ufer zum Fährmann): Sie setzen also über? Oh — ist denn drüben was zu sehen?
 Fährmann: Nein!
 Herr: Na, wofür fahren Sie denn die Leute hinüber?
 Fährmann: Für 10 Pfennige die Person.

Material mit. Daß der Dienst der Rothkappen kein leichter ist, liegt in der Natur der Sache, das Aufreibendste bleibt dabei die fortwährende Bereitschaft, eine Situation, die sich jedenfalls nicht für nervöse Personen eignet.

Sonderbare Ideen. — Der Mathematiker und Präsident der Berliner Akademie Maupeituis gefiel sich in allerlei paradoxen Ideen und Behauptungen. So wollte er eine Stadt bauen und sie nur mit lateinisch redenden Bürgern bevölkern, ein Loch in den Mittelpunkt der Erde bohren, um zu sehen, wie es da zugehe; er behauptete, nur der Zufall und wilde Völker hätten Mittel gegen Krankheiten erfunden; zur Heilung des Schlagflusses sei die Centrifugalkraft gut, und der Kranke müsse dabei Pirouetten schlagen; jeder Arzt dürfe nur eine einzige Krankheit heilen; das linke Auge zöge den rechten Fuß an. Auch machte er den Vorschlag, alle Kranken mit Harz zu überziehen, um die Gefahr der Ausdünstung zu verhindern. [D.]

Die Russen als Wilde. — Als unter der Kaiserin Katharina II. das erste österreichische Schiff nach Cherson kam, hatte dasselbe, weil man die Russen noch für vollständig unkultivierte Wilde hielt, kleine Spiegelchen, Messerchen und klingende Säckelchen geladen, welche die Russen wohlfeiler in eigenen Lande verfertigten. Das nächste Mal fand man seine Rechnung besser: das Schiff war mit Branntwein befrachtet. [D.]

Bilder-Räthsel.



Glücklich ist
 Wer vergisst
 Was nicht mehr
 zu ändern ist.



Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung des Auszähl-Räthfels: „Die Maus“ in Nr. 42:

Unter jener Stelle, wo die Krallen der Maus das Blatt hält, steht der Buchstabe I. Derselbe ist in der Zeile der vierte Buchstabe. Zählt man nun jeden vierten Buchstaben der Inschrift aus, bis alle Buchstaben verwendet sind, so erhält man den Spruch: Im leeren Haus bleibt keine Maus.

Charade. (Vierzeilig.)

Der ersten Beiden Ruf ist schlecht;
 Man nennt sie falsch und das mit Recht.
 Die beiden Letzten werden fein,
 Wo Tod und Unglück brach herein.
 Und leert du häufig den Pokal,
 So schaffst dir bald das Ganze Qual.

Auflösung folgt in Nr. 44. [Oscar Reede.]

Geduld-Aufgabe.

Wie kann man zehn Münzen in fünf gerade Linien legen, so daß in jede Linie vier Münzen zu liegen kommen? [Dr. S.]

Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung des Homogramms in Nr. 42:

A	T	L	A	S
T	R	O	S	T
L	O	T	T	E
A	S	T	E	R
S	T	E	R	N

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Sächsischen Zeitung
 (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.